

SEBASTIAN
FITZEK



PSYCHOTHRILLER

PASSAGIER 23

KNAUR 

HIV-Test und dem Video aus Prygas selbst aufgebauter Standkamera hatten sie genügend Beweismaterial, um die Schweine für eine sehr, sehr lange Zeit hinter Gittern zu bringen.

»Mit etwas Glück sogar für zweieinhalb Jahre«, hatte Kramer geunkt, als er ihn ins Virchow fuhr, wo sie ihm erst einmal die PEP-Mittel aushändigten: drei Pillen täglich, fünf Wochen lang. Kramer hatte sich um den Schriftkram kümmern müssen, weshalb Martin sich alleine zur Zahnklinik durchgefragt hatte, wo er jetzt, nach weiteren zwei Stunden Wartezeit, endlich drangekommen war.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich die Ärztin. Sie hatte ein kleines Gesicht mit etwas zu großen Ohren und niedlichen Sommersprossen auf der Nase. In einem anderen Leben hätte Schwartz überlegt, ob er sie nach ihrer Telefonnummer fragen sollte, um es dann doch nicht zu tun, da er ja verheiratet war. Das war das Problem mit dem Leben. Nie stimmte das Timing. Entweder traf man eine hübsche Frau und trug einen Ring am Finger. Oder der Ring war ab, und jede hübsche Frau erinnerte einen daran, was man verloren hatte.

»Man hat mir nur gesagt, Sie hätten sich im Dienst selbst verletzt. Sie wären einfach nur ein ...«

»Ein Spinner?«, ergänzte Schwartz den Teil des Satzes, den die Zahnärztin nicht zu vollenden gewagt hatte.

»Ja. Ich wusste nicht, dass ...«

»Schon okay. Holen Sie einfach den Rest raus und nähen Sie alles wieder zu.«

Dr. Fendrich schüttelte den Kopf. »So einfach geht das nicht. Sie wollen doch sicher einen Stiftaufbau ...«

»Nein.« Schwartz hob abwehrend die Hand.

»Aber es kann Ihnen doch nicht egal sein, so entstellt ...«

»Wenn Sie wüssten, was mir alles egal ist«, sagte er tonlos, da brummte das Handy in seiner Hosentasche. »Moment, bitte.«

Er musste sich etwas zur Seite drehen, um es aus seiner Gesäßtasche fingern zu können. Wer immer ihn anrief, tat es mit unterdrückter Nummer.

»Hören Sie, da draußen warten noch weitere Patienten auf ...«, begann die Ärztin einen weiteren unvollendeten Satz und wandte sich verärgert ab, als Schwartz ihren Protest ignorierte. »Ja?«

Keine Antwort. Nur ein heftiges Rauschen, das ihn an alte Modems und die AOL-Werbung aus den neunziger Jahren erinnerte.

»Hallo?«

Er hörte ein Echo seiner eigenen Stimme und war kurz davor, die Verbindung wegzudrücken, als es in der Leitung klackerte, als würde jemand mit Murmeln auf einer Glasplatte spielen. Dann wurde das Rauschen leiser, es knackte zweimal laut, und plötzlich konnte er jedes Wort verstehen.

»Hallo? Mein Name ist Gerlinde Dobkowitz. Spreche ich mit einem gewissen Herrn Martin Schwartz?«

Er blinzelte alarmiert. Menschen, die diese Nummer wählten, hatten keine Veranlassung, nach seinem Namen zu fragen. Er hatte die private Geheimnummer nur wenigen anvertraut, und die wussten alle, wie er hieß.

»Hallo? Herr Schwartz?«

Die fremde Stimme am Telefon hatte einen Wiener Akzent und gehörte entweder einer alten Frau oder einer jungen Dame mit einem schweren Alkoholproblem. Schwartz tippte auf Ersteres, schon wegen des altertümlichen Vornamens und der antiquierten Ausdrucksweise.

»Woher haben Sie meine Nummer?«, wollte er von ihr wissen.

Selbst wenn die Dame von der Telefongesellschaft war, was er nicht glaubte, hätten sie ihn nicht mit seinem bürgerlichen Namen, sondern mit »Peter Pax« angesprochen, dem Pseudonym, unter dem er vor Jahren die Nummer beantragt hatte; sein Lieblingsdeckname, weil er ihn an Peter Pan erinnerte.

»Sagen wir einfach, ich bin ganz gut im Recherchieren«, sagte die Anruferin.

»Was wollen Sie von mir?«

»Das erkläre ich Ihnen, sobald wir uns sehen.« Gerlinde Dobkowitz hustete heiser. »Sie müssen so schnell wie möglich an Bord kommen.«

»An Bord? Wovon reden Sie?«

Schwartz bemerkte, wie die Zahnärztin, die auf einem Beistelltisch ihre Instrumente sortierte, fragend aufsah.

»Von der *Sultan of the Seas*«, hörte er die alte Frau sagen. »Im Moment schhipern wir einen Seetag von Hamburg entfernt Richtung Southampton irgendwo im Ärmelkanal. Sie sollten so schnell wie

möglich zu uns stoßen.«

Schwartz wurde kalt. Vorhin, als er Pryga gegenübergestanden hatte, war er nicht nervös gewesen. Auch nicht, als er sich in dessen Hausflur mit der Nadel des HIV-Schnelltestsets gestochen und es doch länger als die drei veranschlagten Minuten gedauert hatte, bis endlich die zweite Linie im Sichtfenster des Teststreifens erschienen war. Nicht einmal, als er den nackten Jungen in der Schaukel gesehen hatte und sich hinter ihm die Feuerschutztüren schlossen. Doch jetzt schnellte sein Puls in die Höhe. Und die Wunde in seinem Mund pochte im Takt seines Herzschlags.

»Hallo? Herr Schwartz? Sie kennen doch das Schiff?«, fragte Gerlinde.

»Ja.«

Sicher.

Natürlich tat er das.

Es war das Kreuzfahrtschiff, auf dem seine Frau vor fünf Jahren in der dritten Nacht der Transatlantikpassage über die Brüstung ihrer Balkonkabine geklettert und fünfzig Meter in die Tiefe gesprungen war. Kurz nachdem sie Timmy einen in Chloroform getränkten Waschlappen aufs schlafende Gesicht gepresst und ihn anschließend über Bord geworfen hatte.

3. Kapitel

Southampton
17 Stunden später

Naomi liebte Thriller. Je blutrünstiger, desto besser. Für die Kreuzfahrt auf dem Luxusliner hatte sie eine ganze Wagenladung mit an Bord der *Sultan of the Seas* geschleppt (an diese neomodischen E-Reader hatte sie sich noch nicht gewöhnen können), und an guten Tagen schaffte sie fast ein ganzes Buch, je nachdem, wie dick es war.

Oder wie blutig.

Manchmal war sie sich nicht sicher, wer die größere Macke hatte: der Autor, der sich diesen kranken Mist ausdachte, oder sie, die sie sogar Geld dafür bezahlte, um es sich mit Axtmördern und Psychopathen am Pool gemütlich machen zu können, in Reichweite der knackigen Kellner, die sie zwischen den Kapiteln je nach Tageszeit mit Kaffee, Softdrinks oder Cocktails versorgten.

In den sieben Jahren ihrer Ehe, bevor der liebe Gott der Meinung gewesen war, eine Urne auf dem Kamin würde besser zu ihr passen als ein Ring an ihrem Finger, hatte ihr Mann einmal zu ihr gesagt, er frage sich, weshalb es eine Altersbeschränkung für Filme und Computerspiele gebe, nicht aber für Bücher.

Wie recht er doch gehabt hatte.

Es gab Szenen, die hatte sie vor Jahren gelesen, und sie bekam sie seitdem nicht mehr aus dem Kopf, so sehr sie es sich auch wünschte. Beispielsweise jene aus »Der siebte Tod«, in der Joe sich auf ein wildes Sexabenteuer mit seiner Eroberung im Park freut und ihm stattdessen von der durchgeknallten Ziege mit einer Kneifzange ein Hoden abgerissen wird.

Sie schauderte.

Nach dieser Beschreibung musste man denken, der Autor wäre pervers, dabei war das Buch ein Riesenerfolg und sein Urheber Paul Cleave, den sie auf einem Krimifestival bei einer Lesung erlebt hatte, charmant, gutaussehend und amüsant. Lustig, wie weite Strecken des Buches selbst.

Kein Vergleich zu »Hannibal« von Thomas Harris, wo ihr schlecht geworden war, als Dr. Lecter seinem Widersacher bei lebendigem Leib das Gehirn aus dem geöffneten Schädel löffelte. Das Buch hatte fast siebenhundert Fünf-Sterne-Bewertungen!

Krank.

Fast so krank wie die Geschichte von der Siebenunddreißigjährigen, die von ihrem Entführer in einem Brunnen gefangen gehalten wird, bis ihr eines Tages ein Eimer mit einer Schüssel Reis herabgelassen wird. Auf der Schüssel stehen zwei Wörter, die die Frau, eine promovierte Biologin, in der Dunkelheit kaum lesen kann: *Spirometra mansoni*.

Der lateinische Name eines Parasiten, den es vor allem in Südostasien gibt und aus dem halbdurchsichtige, geriffelte Bandwürmer wachsen, schnürsenkelbreit und bis zu dreißig Zentimeter lang. Diese schälen sich unter der Haut des Menschen ins Gehirn. Oder hinter das Auge, so wie bei der Frau in der Geschichte, deren Hunger so unerträglich ist, dass sie am Ende den verseuchten Reis essen muss, um nicht elendig zu verrecken.

Blöder Mist, wie heißt das Buch noch gleich?

Sie dachte an ihr Regal zu Hause im Wintergarten, an die alphabetisch sortierten Autoren, doch sie kam nicht drauf.

Ja, ist das denn die Möglichkeit? Es ist gar nicht so lange her, dass ... ah, jetzt weiß ich es wieder!

In dem Moment, in dem der Schmerz sie aus dem Sekundenschlaf zurück in die Realität trieb, fiel es Naomi Lamar wieder ein:

Das war kein Buch.

Sondern ihr Leben.

Irgendwo auf der *Sultan of the Seas*.

Und zu ihrem Leidwesen war es noch lange nicht vorbei.